I. Jahr. Heft 17.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Siderische Geburt / Hugo Neugebauer: Weltengesicht / Bernhard Jülg: Oktobertag / Ludwig Seifert: An der Wende / Wilhelm Schwaner: Die Russen / Carl Dallago: Bahr und sein „Dialog vom Marsyas". — Karikaturenfolge XVII: Max von Esterle: Dr. Aemilian Schöpfer.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

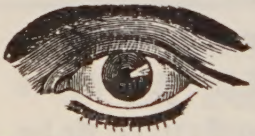
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 1. Februar 1911. Heft 17.

Siderische Geburt / von Carl Dallago.

Zu Anfang Dezember ward mir ein Buch zugesandt, betitelt: „Siderische Geburt. Seraphische Wanderung vom Tode der Welt zur Taufe der Tat." Da ich immer weniger lese und mich dafür häufiger äußerlichen und innerlichen Betrachtungen hingebe, wie sie das Leben in einem aufwirft, nehme ich so ein mir überreichtes Buch als etwas, das mich bestimmt, seinem Inhalt näher zu treten. Ich habe deshalb, nach Erledigung der laufenden Arbeit, das Buch mit gutem Willen und Eifer vorgenommen, in den Tagen vor Weihnacht, in einer winterlichen Gebirgsgegend mit großer Waldung, wo die Bäume, mächtige Lärchen, wie schlafende Riesen starr und still in die Höhe ragten. Es mag sein, daß in solcher Umgebung ein Buch weniger gehört wird, daß seine Sprache leichter verhallt, daß die wortgewordene Seele des Buches schwerer zur Geltung gelangt. Jedenfalls kam es bei mir so: Was das Buch mir zuweilen auch klar und lebhaft einredete, redete mir die Macht der großen, mich umgebenden Landschaft wieder aus. Denn meine Umgebung war *stärker* als das Buch: Das fühlte ich bestimmt, — das fühle ich heute noch, da ich ruhig und besonnen von diesem Buche reden will.

*

Ich weiß nicht, ob *Volker*, der Name des Verfassers, ein Pseudonym ist; ich hörte diesen Namen noch nie. Das erste Kapitel: „Du, du Weltende", versteht der Verfasser so: „Und wollen wir nicht ersticken an der Welthöhe, so muß *ein Unerhört-Neues* herbeigezwungen werden, das mehr ist, als alles, was je war. Uns

kann kein Weltbild mehr genügen, sondern einzig das Weltende, und das Ende kann uns nicht mehr schrecken, zum Ende sprechen wir das brünstige: Du, Du." Inhaltlich unmittelbar daran reiht sich das nächste Kapitel: „Mittagsschrecken", das so gedeutet sein will: „Furchtbarer als alle Schrecken der Nacht ist der Schrecken am Mittag, — — wenn der Tag sich nicht mehr steigern kann und im Mittag alles seine Höhe findet. Solchen Mittagsschrecken erlebt heute unsre Zeit. — Höchste Erschöpfung ist das Geheimnis unsrer Zeit. — Erschöpfung ist, weil die Welt über ihre Mittagshöhe schritt." Weiters heißt es hier: „Wir glauben nicht mehr an die Erlösermission der Technik, der Zivilisation, der Medizin, der Wissenschaft." — Ob das Wort hier nicht durch längst geöffnete Tore geht? — Glaubte denn je ein ganzer Mensch an derlei Erlösermissionen? — Und durch solche offene Türen dringt der Verfasser wie konstatierend weiter, die Tonart vielleicht etwas zu drangvoll nehmend für dergleichen Friedensgänge und gewiß zu stark Pathos werdend in den Worten: „— daß wir heut, da alle Weltlichkeit uns zu enge wird, an den Toren der Weltdurchbrechung stehen." Ja, standen nicht bereits alle Großen an diesen Toren und drangen durch? —

„Siderische Geburt", die nun folgt, soll eine Art „Weltabstieg" von der „Welthöhe" bedeuten. „Und kein Klagen, sondern Jubel, denn ein überseliger Glanz will anheben, die Gottheit sprengt das Welt-Ei. Also ward nie eine gewaltigere Zeit eingeläutet, als die unsrige." Das ist der Glaube des Verfassers, der in seinem Werke den Weg zurücklegen will von Natur zu Welt, von Welt zur Gottheit. „Wir werden noch deutlich machen, wie unter uns und der Welt das Naturreich des bloßen Umkreiserlebens liegt, das in der Tiefe in völlig abhängiger Todesstarre endet, über uns und der Welt aber der Gottheit überschwänglich grenzenlose Reiche der Fülle." — „Ich bin" soll nunmehr bedeuten: „ich gotte", ja es soll gefolgert werden: „Ich gotte, also bin ich." — „Pleroma" nennt das Buch „das höhere Reich, das der „Welt"-Vollendung" und meint: es „ist der Kopf, der erschaut und alles

leitet und leben macht. — — So ist das Pleroma kein drittes neben Natur und Welt, sondern ein Höheres. — — Und hierauf ruht das Pleroma: Über die Natur fort! Über den Körper, über den Leib! Bewege die Gestirne!" — (Als wenn das Siderische — das Sternenhafte nicht auch zur Natur gehörte!) Hier nimmt das Buch den Begriff auf: „die Geistigkeit" und erörtert ihr Verhältnis zum Körper! „Dreifach kann der Geist mit dem Körper sein. Er kann vom Stoff umhüllt schlummern im winterlichen Acker. Der Tauwind kann ihn wecken, sodaß er mit den Schollen ringt, und es kann die Mühle den Stoff mahlen, es kann der Geist gebietend gestalten." Und das Buch entwickelt näher seine Anschauung, die vor allem gegen den Materialismus gerichtet ist, von dem es glaubt: „Er beherrscht die Welt und kam kaum in das erste Wanken." Auf dieser Voraussetzung fußt förmlich das ganze Werk und bringt es so mit sich, daß eine Unmenge wissenschaftlicher Ballast mitgeschleppt wird, mit dem es die „herrschende" materialistische Weltanschauung, oder richtiger, Natur-Anschauung, bekämpft und so gleichzeitig Material und Bausteine zusammenträgt, mit denen es Wege anlegt und zu ebnen versucht zu seinen metaphysischen Zielen.

So kommt „die hyazinthne Wanderung" zustande und ein Kapitel, „Du Natur unter mir", das den Begriff Natur ganz in das Materialistische einengt und einzwängt bis zum Erdrücken.

Was „Von den sieben Säulen der Welt" dargetan wird, ist wieder wie ein Aufbauen und ein Herauswinden und führt endlich zum Abschluß mit der „Taufe der Tat", darin ein belebender Jubel zum Ausdruck kommt. Es liest sich hier: „Was sollen wir tun, um siderische Geburt zu beginnen? Wir sollen die transzendente Freude tun! — wir sollen uns zuvor freuen." Und das Buch schenkt uns hier den schönen Satz: „Auch ist der lebendige Gott kein Verbieter, sondern ein Beleber", den es freilich wiederum eindämmt: „Niemand, der uns bis hier gefolgt ist, wird nun etwa glauben, daß wir also den Genuß predigten und Lust als Höchstes anstreben. Die heilige Armut, die überpersönliche seraphische Liebestat sind polare Gegensätze des Genießens. Der Genuß, der in der

Periode der Ichbildung nötig war, ist der Urfrevel im Weltabstieg, denn Weltabstieg ist Ich-Lösung — — nicht in Fäulnis, sondern in milder selig lösender Verstrahlung. — — Mit der transzendenten Freude beginnen die neuen, die siderischen Erlebnisse." Und wie in jedem Kapitel am Schlusse, wird auch hier der Verfasser noch zum Dichter und schließt sein Werk mit den Worten: „Nun ist nichts mehr als ein einziges grenzenloses brünstiges Umarmen; und taumelnd berauscht und mit ausgebreiteten Armen und zermalmt vor Jubel gieße ich mich aus in den Lebensgluten der siderischen Geburt, sternenhaft über alle Sterne."

*

Wenn ich nun das Werk als Ganzes in mich zurückrufe, wird es mir schwer, darüber bestimmt zu urteilen: denn zwiespältig ist auf mich seine Wirkung. Es redet eine Art wissenschaftlicher Beweisführung aus ihm, die dem philosophisch-dichterischen Unterton schlecht steht. Dergleichen beweist sich nicht. Daß man es erlebt, ist Beweis genug, wenn es so gesagt wird, daß sich dies Erleben dem Aufhorchenden mitteilt. Alles Künstlerische offenbart — wie das Leben selbst — seine Schwäche für dort, wo es Beweise antritt. Es sind Längen im Buche, die durchzugehen ich mich zwingen mußte; sie mögen wissenschaftlich wertvoll sein: ich Nicht-Wissenschaftler vermag dies nicht zu fühlen. Es ist auch Ausgezeichnetes im Buche: vielleicht aber mag sein Verfasser ausgezeichnete Schriften vorher genossen haben. „Vedanta" ist angeführt, über Jesus äußert es sich, und wenn es sagt: „Also ist jedes Kranksein ein Verschulden", verrät es die Art, wie Jesus die Kranken lehrte. Sonst nennt es noch die Namen: Empedokles, Kant, Goethe, Nietzsche und Stirner, von denen ich Empedokles und Stirner nicht kenne. Vielleicht hätte auch der ungemein redliche und daher bedeutende Friedrich Paulsen genannt werden können. An ihn erinnert der Satz: „Das ist eine brennende Scham unsrer Zeit", der im Buche wohl nur dem materialistischen Zusammentun von Tier und Mensch gilt. Zuweilen macht der Stil, der sich zumeist eigen, manchmal gesucht und trocken steif bewegt, lebhaft an Nietzsche denken; so wenn es sagt: „Wir

wurden mannbar, das ist der Sinn des Heut." Oder: „— das ist ein Spiegelbild der Welt, deren eigenste Art ist, sich selbst zu übersteigen, auf den Kopf zu stellen oder aus ihrer Haut zu fahren." Oder: „Wir sagen der „große" Anti-Kant, denn übergenug haben wir von dem kleinen —". Oder: „Dies Buch ist eine einzige große Absage." Auch inhaltlich lehnt sich manches an Nietzsche und benützt die Aussicht, die dieser geschaffen. Immer aber wird zuletzt eine Wendung — eine Folgerung versucht, wird der Stoff gebogen und geformt, bis er sich verträglich erweist, in „siderische Geburt" einzumünden. So entsteht öfters der Eindruck eines Ausgeklügelten — eines Nur-Intellektischen und Gewaltsamen, und die Seele des Hörers verspürt es auch und übersinnt kopfschüttelnd solchen Verlauf der Dinge.

Das gewaltsam Anmutende findet sich vereinzelt auch in den dichterisch gehaltenen Teilen des Werkes. „Die hyazinthne Wanderung" endet: „Mit fieberhafter Wut packe ich nun mein rauschendes göttliches Leben — und in göttlicher Raserei ist das eine nur mein Trachten, daß ich mich ausgieße in siderischer Geburt sternenhaft über alle Sterne." „Wut" und „Raserei" befremden mich hier, als in einer „hyazinthnen Wanderung". Noch mehr befremdet mich, wenn die „transzendente Freude" geschildert wird als „ein Jubel, der an meinen Gliedern reißt wie höllisches Feuer."

Trotz alldem weht im Grunde für mich ein bedeutender Ton und zugleich etwas wie Geistes-Verwandtschaft — wie Geistes-Freundschaft aus dem Buche, sodaß ich wünschte, es sollte von Vielen gehört werden. Es ist ein Waffengang, der die nur-materialistische Weltanschauung angeht und mächtig bekämpft, und sein Grundfehler ist der, daß es diese Weltanschauung als die herrschende annimmt, — daß es diese Natur-Anschauung für Natur nimmt und so den Begriff Natur auf unmögliche Weise einschränkt und einengt bis zu seiner völligen Veräußerlichung. Wenn dies alles geschieht in der Absicht, die Begriffe durch Abstecken handlicher zu machen und so mehr Raum zu gewinnen für neue Bezeichnungen, ist es verständlich. Doch wird kein Mensch deshalb ein gläubiges Ohr haben, wenn ihm diktiert wird: „Natur ist geradezu das, was

fortdauernd überwunden und zersetzt wird." Oder: „Die reine Natur ist ein hilfloser Zustand der Erstarrung." Oder: „Der noch ganz in Natur steckende Mensch — will alles unter die physikalische Naturbetrachtung zwingen." So eine enge, unzutreffende wissenschaftliche Einkapselung der Natur vernimmt die Menschennatur als ein Unding, das sie von sich abschüttelt. Aber es schafft ein Podium, darauf sich, wie im Buche, sagen läßt: „Wir drangen über die Natur" und „Du Natur unter mir."

Ähnlich verhält es sich wohl mit allen endlosen Begriffen: die ein Über vorgespannt tragen: sie wurden vorher so eingeschränkt und veräußerlicht, bis sie diesen Vorspann für bessere Deutung zuließen. Im Buche entstand sogar eine „Übernatur" und eine „Überseele". — Aber hier beginnt mein Empfinden abzulehnen.

*

Ich zitiere für die Ablehnung der Art, wie sich das Buch beweisen will, den schönen Satz aus seinem eigenen Inhalt: „Der Keim der Lebendigkeit ruht vom Anbeginn in der Natur, die ohne ihn nicht einen Augenblick bestehen könnte". Was vom Anbeginn in etwas ruht und immer ruht ins Unübersehbare hinein, darf mit Recht unzertrennlich mit diesem Etwas angenommen werden. Der Keim aller Lebendigkeit bedeutet aber soviel als der Keim Gottes. Also das Göttliche untrennbar mit Natur verwoben — vereint, bleibt uns das „wie" auch ein Rätsel. Die Natur ist demnach nicht nur ein Haus — eine Wohnung Gottes im beliebig verlaßbaren Sinne, sondern etwas wie der Leib der Gottheit, zusammenhängend mit dieser etwa wie Leib und Leben im Dasein des Menschen, mit dem Unterschiede, daß die Natur als Leib Gottes, des ewigen Lebens, ein Unvergängliches darstellt. „Das Übernatürliche ist also das Allerrealste in der Natur", auch im Sinne von der Natur. So angewandt sitzt der Satz vielleicht besser, als wenn er, wie im Buche, helfen soll, Natur zu überwinden. Denn alles Übernatürliche wird so Bestandteil der Natur, die alle Rätsel in sich schließt.

Hier setzt unser Glaube ein, der alles Übersinnliche noch für ein Sinnliches nimmt, und alles Überpersönliche noch für ein Persönliches. Denn er setzt der Entfaltung der Sinne wie der Person keine Grenzen. Ihm wäre auch die Ichlösung noch Ich-Entfaltung. Und in diesem Sinne ist ihm alles Tun Egoismus, auch wo es ein „Ich drängt, sich auszuströmen" wie in „siderischer Geburt". Denn: den Drang seines Ichs tun ist Egoismus, womit aber nicht so ein Drang als fragwürdig, sondern Egoismus, ein Insichgehen, ein Sichausströmen als nötig erwiesen sei für alle Entfaltung. Und Entfaltung ist immer ein Herrschen. Im Nur-Materialistischen dünkt uns solche Entfaltung unmöglich. Wir sehen es auch nirgends herrschend, auch nicht, wo es allgemein ist. Deshalb sollte dies Materialistische auch nicht zu ernst genommen werden, da es vom Leben selber nicht ernst genommen wird. Auf Schritt und Tritt reißt ihm das Leben von seiner geordneten Gewandung, sodaß eine nur-materialistische Naturanschauung aus dem Ordnen gar nich herauskommt und sich so wie ein beständiges Toilettemachen ausnimmt. Das eigentliche Leben rückt ihr immer ferner. Doch denken wir: Alles Metaphysische ist an Materie gebunden, und verweisen damit auch die Materie in das Bereich des Nicht-Übersehbaren — des Nicht-zu-Endeerkennbaren. Dafür bringen wir auf, daß Seele und Geist am Leibe bauen helfen, in dem schweren Sinne eines Mittuns — einer Mitverwobenheit mit aller Leiblichkeit. Und von hier aus beginnt für uns eine neue Schätzung der Leiblichkeit — ein neuer Eifer für alle Körperlichkeit überhaupt. Wir sehen auch an ihr unlösbare Rätsel. So entsteht unser Monismus und löst in uns Verwandtschaft aus mit Tier und Pflanze und Gestein, deren Körperlichkeiten wir nicht übersehen können, da wir an ihnen überall das Rätselhafte ihrer Herkunft wahrnehmen — das Ewig-Rätselhafte aller Natur. Dies Ewig-Rätselhafte ist es, was uns eint. Und gegensätzlich wie enteinend wird uns das äußerliche Tun der Bünde — uns Monisten der Tat — des Gefühls, unbündig aus innerer Angeschlossenheit.

Diese Angeschlossenheit, die zugleich unsere Geschlossenheit ist, löst in uns noch anderes aus: den Glauben an Seele — an Geistigkeit in jeder Körperlichkeit eines jeden Lebens. Wir sehen Geistigkeit bei Tier und Pflanze, sogar bei Gestein, wenn es sich dem Licht und dem Frühling auftut, sich lockert und durchlässiger — einlassender wird. — Verhält sich etwa anders die Geistigkeit bei den Menschen? — Schon das Reagieren eines Dinges auf Geistigkeit bestimmt uns, Geistigkeit in den reagierenden Dingen anzunehmen. Ein geistig Totes reagiert nicht. Und wir sehen dies Reagieren bei Tier und Pflanze in reichlichem Maße. Gerade Tier und Pflanze spüren „den Frühlingsglanz über den Bäumen" viel mehr als die meisten, der Natur entfremdeten, Menschen. Und wenn „nur übertierischer Sinn" dies verspüren soll, so ist dieser Sinn — diese Geistigkeit eben bei Tier und Pflanzen mehr vorhanden als bei den Menschen. Unserem Ohr klingt überhaupt die abfällige Bezeichnung „tierisch" aus dem Munde der Menschen ungemein mißtönend. Wir hören aus allem Tierischen noch den Wohlklang heraus wie von einer freieren Gangart des Lebens. Und was wissen wir im Grunde von der Tierseele — von ihrer Geistigkeit? — Wir stehen vor ihr wie vor einem Dunkel, und dieses Dunkel hat zuweilen schon von bedeutenden Kulturvölkern göttliche Verehrung genossen. Nur ab und zu lüftet uns ein Großer ein wenig von der Tierseele den Schleier. So tat es vielleicht Walt Whitman in dem gewaltigen Sang voll Süße von dem „einsamen Gast aus Alabama". Auch J. V. Widmann hat in seiner Dichtung: „Der Heilige und die Tiere" das Reagieren der Tierseele auf die Geistigkeit „reiner Menschen" mit großem Ernst berührt, wenn es auch nicht zum Hauptgedanken der Dichtung gemacht ist. Und dieses oft gleichsam wunderbare Reagieren ist gewiß ein Vorkommnis des Lebens. Daß es so selten in höherem Maße geschaut wird, kommt wohl von der Seltenheit „reiner Menschen". Doch könnten wir gewiß auch heute noch von dieser Geistigkeit der Tierseele ein wenig mehr verspüren, wenn wir unsre Sinne nach dieser Richtung besser offen hielten. Jedenfalls hört es sich übel, zu sagen:

„Beim Tier ist alles nurleibliche Lust und Fraß, — kein Tier weiß von Sternen, keines von Geist". Theoretische Geistigkeit darf freilich vom Tier nicht verlangt werden. „Kein Tier kann sich in Göttlichkeit dem Fraß und der Materie entheben, — — einzig der Mensch", meint das Buch. Wir glauben das nicht vom Erdenmenschen, wenigstens haben wir bis heute kein Beispiel; auch Jesus konnte es nicht und der altbiblische Enoch ist doch zu legendenhaft. Auch für uns selbst fehlt uns dazu heute noch alle Aussicht, sogar wenn wir es wünschten. So rechnen wir es dem Tier nur zum Lobe, wenn weiters gesagt wird: „Das Tier faßt nicht mehr, als was in den Bauch, der Mensch nicht mehr, als was in den Kopf geht"; für seinen überlebensgroßen Bauch, müssen wir hinzufügen im Sinne unsrer Wertung der Übervielen.

Und eine warme Freundschaft wird in uns wach, besonders für die Tiere des Waldes, die oft alle ihre Sinne und Kräfte anspannen müssen, ihre Notdurft zu stillen: — ein Tun, das sogar „siderische Geburt" dem Menschen noch zugesteht.

*

Nun haben wir aus innerem Drang dem Tier das Wort geredet, — dem Tierischen, das in seiner Entfaltung Geistigkeit nicht verleugnet. Denn uns ist Geistigkeit kein Gegensätzliches mehr zur sinnlichen Leiblichkeit, wir verlegen alle Geistigkeit in die Sphäre des Sinnlichen als einen höheren Grad von Sinnlichkeit. Und wir könnten uns eine Steigerung in der Entfaltung des Sinnlichen auch vorstellen bis hinauf in „siderische Geburt". Was uns vom Gehörten im Buche entfernt, wenn wir ihm intimer unser Ich zuführen wollten, ist das Übermaß und Unmaß seiner Worte. Es liest sich: „Die heilige Raserei der siderischen Geburt ist die Religion der Zukunft". Weiters: „So wird die transzendente Herrlichkeit über uns kommen, wir werden zu ihr steigen, zu dem unerhört Neuen, Ohnegleichen". Weiters: „In völlig anderen, in übernatürlichen — ja überweltlichen Sphären schreitet die Entwicklung weiter". Und im Hinblick darauf wird gesagt:

„Es packt uns urplötzlich die unerhörte Einsicht, wir brauchen nicht zu verzweifeln". Und so wird dies begründet: „Mitten im Leben zuckt nun der Puls des Göttlichen und macht alles erstrahlen".

Hier entlasse ich das Wir und denke: das war doch immer so, seit es Leben gibt, und ich weiß mit allen den Sätzen nichts anzufangen. Ich möchte dieser „seraphischen Wanderung" den Cherubinischen Wandersmann" des Angelus Silesius entgegenhalten, der in seiner Art ein Mächtigeres gibt, weil er sich angeschlossener hält an verhangene Wirklichkeiten, die er dichterisch erschließt. Auch mit allem wissenschaftlichen Beiwerk ist derlei nicht zu vollbringen. Und das Wörtchen „seraphisch" sitzt bedenklich schlecht, wo wissenschaftlich aufgetragen wird. Auch für „reines Menschentum", das doch Höchstes zuläßt, klingt der Begriff zu enge durch seinen kirchenchristlichen Beigeschmack. Ja in einem Buch, wo die „reine Natur" so schlecht wegkommt, deutet sich „seraphisch" geradezu nach dieser üblen Enge, wenn das Wörtchen auch nicht so genommen werden will, — wenn es auch das Erotische nicht verwerfen noch brandmarken will, sondern nur darüber hinausführen und für das Dartun dieser Hinausführung die prächtigen Sätze aufbringt: „Die triumphierende Weltbeherrschung der Erotik kann nur gebrochen werden durch eine mächtigere Lust, niemals durch Askese. Alle Askese ist Verkrüppelung und Selbstbetrug". — Ich empfände aber auch ein derartiges Hinausführen dem Bereich der „reinen Natur" nicht entzogen, da diese immer noch Natur enthält und der mystische Begriff Natur sich nicht zu Ende erkennen läßt und mir daher nie weit und tief und hoch genug genommen scheint.

Ich ermesse dies, daß der reine Mensch es ist, der die Natur noch immer am vollkommensten interpretiert. Und wohin reicht nicht der reine Mensch? — Er ist zugleich der freieste Mensch und immer ein Geführtes im höchsten Sinne. Es bedeutet mir eben: der nach innerem Gesetz Handelnde, was der Menschheit als Masse gewiß nicht „ureigentümlich ist", sondern eher verwehrt ist; ihre Entfaltung hat noch zu wenig Ohr, auf

dieses Gesetz zu hören, oder es ist ihr das Gehör dafür verloren gegangen. Der Mensch kommt zu ihr in einen Gegensatz gerade durch solche Entfaltung. — Zuletzt, im Sinne von zuhöchst der menschlichen Entfaltung, erscheint vielleicht: Die Menschheit als eine Art Kehrseite des Menschen.

„Der frühe Mensch" — (wenn man so sagen darf von etwas, an dem man nicht Anfang noch Ende sieht) war uns heutigen Abendländern in diesem Punkte der Entfaltung wahrscheinlich über. Denn der frühe Mensch stand dem reinen Menschentum näher, das immer nur einem großen Unwissenden zu eigen sein wird — einem Wissenden um sein Nichtwissen, was erst die Sinne schärft, aufzuspüren und zu gehen die Wege der eigenen inneren Gesetzlichkeit. Und erst diese Wege führen in das Reich der großen Wirklichkeit.

Denn gibt es auch nur Wirklichkeit, so ist es den Menschen doch nicht vergönnt, sie völlig wahrzunehmen. Was sie wahrnehmen können, ist vielleicht das Äußerlichste daran und alles Übrige liegt ihnen verhangen. Nur ab und zu in erlesenen gottvollen Stunden vermögen erwählte Menschen davon ein wenig die Hüllen zu heben. Denn solche Menschen sind wie Schlüssel, die sich Tore öffnen in die Verhangenheit. Und solche Menschen sind Seher und Dichter, und wenn sie das Erschaute gestalten, Künstler. In dieser verhangenen Wirklichkeit ruht auch Gott. Es verlegt in uns das Auffinden aller Göttlichkeit. Es vollzieht sich dieses Auffinden in den Werken des schöpferischen Künstlers, wenn er den Hauch des Ewigen in das Zubildende zu legen weiß als Abglanz des Erschauten, — als Abglanz des Unendlichen der erschauten Wirklichkeit. Der Hauch des Unendlichen — des Ewigen ist aber ein Göttliches, — ist wie der Odem Gottes. In diesem Sinne wird jeder große schöpferische Künstler Mystiker, und der größte Mystiker zugleich der größte Realist sein, denn der Mystiker beginnt zu schauen — zu erleben: Das Reale hat kein Ende.

So empfinde ich es. Und so dünkt mich, ist in „siderischer Geburt" auch nur eine Möglichkeit aufgebracht, das Endlose mit

Wirklichkeit auszufüllen, oder beſſer: Die endloſe Wirklichkeit bildlich einzufangen und zu erklären. Das Daſein aber mag unbegrenzt ſein auch in dieſen Möglichkeiten, und es geht vielleicht in ihn hinein wie ein Tropfen Waſſer in ein Meer alle „ſideriſche Geburt", deren beſter myſtiſcher Gehalt in mir ein Gedenken wachruft an die überlegenen Worte ſieghafter Inbrunſt: „Ich liebe dich, o Ewigkeit!"

Dieſe über Zeit und Raum reichende Faſſung aber fand ſchon ein uns Vorhergegangener-Großer für ſeine myſtiſche Glut.

Volker: „Sideriſche Geburt." — Verlag Karl Schnabel, Berlin.

Weltengeſicht / von Hugo Neugebauer.

Der Weltenphönix rauſcht', mit Abendrot
die Bruſt getränkt, vom Schnabel aufgeriſſen
die wunde Bruſt, die ſäugend er mir bot;

ich hatte feſt mich in ſein Herz verbiſſen
und ſtillte meiner Seele ſieche Brunſt
nach Licht in meines Auges Finſterniſſen.

Ich hing und ſog. Da rollte aus der Runſt
ein Nachtgeſtirn, bedämmernd ſeine Schwingen,
und ſchwoll, genährt von ſeines Odems Dunſt,

und ſtreut' um ſich in Feuerwirbelringen
aufflammender Geſtirne blaſſe Schar,
die ſchwer wie Wettertropfen niederhingen.

Der Vogel ſtieg. Von ſeinem Flügelpaar
tropfte hinunter und verſank im Meere
mit jedem Schlag ein Stern, ein Weltenjahr

mit einer Welt von ſich getaner Schwere;
doch deuchte mich, als ob mit jedem Schwung
erneute Kraft in ihm erglommen wäre.

Ich stammelte: Du alter Vogel jung,
wie lange noch, wie hoch willst du noch steigen?
Bleibt dir zum Äußersten der Kraft genung?

Darauf der Vogel nach bedächt'gem Schweigen:
Wenn ich des Aufflugs höchstes Ziel erreicht,
muß ich zum Tiefsten mich hinunterneigen;

doch dies nicht eher als das Schwere leicht
geworden ist, das Leichte wieder Schwere
gewonnen, als der letzte Stern erbleicht:

Dann bad ich meiner Schwingen Paar im Meere
und hebe, von verjüngter Kraft durchzückt,
des Lebens Fülle in des Lebens Leere. —

So rief er und dem Taucher gleich gebückt
fühlt ich mit mir im Meere ihn verschwinden,
mit einemmal erhoben und bedrückt,

und suche mich — und kann mich nimmer finden.

Oktobertag / von Bernhard Jülg.

Einmal waren Lea und ich ganz allein daheim geblieben. Gegen Mittag standen wir zusammen am Geländer der obersten Terrasse und schauten hinüber, auf den Garten und weiter noch auf die Felder und Rebgelände. Alles lag wie still beglückt von den Gaben des Herbstes im milden Sonnenschein; und überall, über allen Treppengeländern, längs der Mauern, manchmal mitten im Laub eines dunklen Baumes leuchteten die Blätter der wilden Reben, welche schon hellrot geworden waren und an manchen Stellen schon die Farbe des Purpurs hatten.

Und so verschwendend lag dieses Rot ausgebreitet und so wolkenlos blau wölbte sich der Himmel und so glänzend weiß schimmerte

der Marmor und das Haus, daß mir plötzlich war, als hätte ich es nie so gesehen, als spräche alles eine besondere Sprache, als sei eine Stunde gekommen, die mir etwas Seltenes bringen würde, ein großes Glück oder eine Erfüllung oder eine Offenbarung. Erst war es wie ein freudiges Staunen und dann wie eine sichere Erwartung und endlich wie ein Fieber. Es kam ein Augenblick, da ich mich aufrichtete und mit weitgeöffneten Augen und atemlos dastand, als müßte jetzt mit den Sonnenstrahlen etwas Wunderbares auf uns herabfließen, und es fiel mir Danaë ein, auf Tizians Gemälde, als sie den goldenen Regen empfing.

Mit diesem Bild der Außenwelt zerrann sofort der Zauber und ließ nur eine große Bitterkeit zurück. Ich sah um mich mitleidige lächelnde Gesichter; in mir selbst stieg ein schmerzlicher Hohn auf. Es war mir, als sei ich plötzlich ein andrer, der sich über diesen Wunderling belustigt, der da den Goldregen der Danaë erwartet.

Und doch bedauerte heimlich meine Eitelkeit, daß ich nicht im Stande war, einen Augenblick gespannten Empfindens festzuhalten. Und ich trauerte ihm auch ehrlich nach, wie einem bunten Segel, das weit im Meer verschwindet. Dann verwirrten sich diese Grübeleien und vermischten sich endlich zu trostloser Müdigkeit. Und schwer auf die Brüstung geneigt starrte ich gedankenleer und stumpf irgendwohin, wie unter einer großen Last, die auf meinem Geist und auf allen meinen Gliedern lag. —

Da legte Lea die Hand auf meine Schulter und sagte langsam: — Es ist zu warm, ich gehe hinein. —

Ich sprang auf. Nein, ich wollte mein Fest haben, und wenn ich es erzwingen müßte. Es war wie Trotz.

— Nein, Lea, bleib da. Du, willst du, daß wir zwei ein Fest feiern, jetzt, hier . .? Hast du schon einmal einen schöneren Herbsttag gesehen? Dieser Himmel, diese Sonne! Du, ich gehe hinunter und hole so viel rotes Laub herauf als ich nur kann, und wir streuen es auf die Steinfließen, wie Purpur, und bekränzen die Säulen. Ich lasse einen der geschnitzten Tische aus dem großen Saal heraustragen — du holst das schönste Silberzeug und die kostbarsten

Gläser, die du findest. Wir holen das Linnen aus den Truhen. Und wir lassen ein Mahl auftragen von Früchten, Weizenbrot und Honig und dem edelsten Wein.

Lea lachte mich aus, aber ich sah, daß sie wollte.

Ja?

Ja, ja, — lachte sie.

Und ich lief hinunter und begann die langen Ranken von den Mauern, von den Rinden der Bäume, aus dem Geröll überwucherter Steinhaufen loszureißen.

Alle Schlaffheit war verflogen und ein Übermut und Eifer erfüllte mich, der mir jegliche Scheu benahm, hohe Mauern zu überspringen, mich durch dickes Laub und Astgewirre zu zwängen, wenn nur irgendwie Aussicht auf Beute lockte. Ich erkletterte einen hohen Birnbaum, in dessen Krone ein prachtvolles rotes Büschel prangte, das aus der Verzweigung einer einzigen langen Ranke entstanden war, die schnurgerade den Stamm entlang bis zur Spitze emporgeklettert war. Sie glich einem Blutstrom, der oben aus der Krone über die dunkle Rinde herabflösse und unten von der braunen Erde eingetrunken würde.

Und als ich glücklich den großen Strauß samt seiner langen Schleife erobert hatte, empfand ich dieselbe Freude, als hätte ich Gott weiß welche Kostbarkeit gefunden.

Ich hatte zwei, drei Haufen beisammen; nun packte ich einen nach dem andern mit beiden Armen und mußte ihn fest an mich pressen, um nichts zu verlieren. Ich fühlte die kühlen Blätter unter meinen Händen, auf meinem Gesicht; und diese leichte, lebende Last teilte etwas von ihrer Frische meinem Körper und meinem Geist mit. Drei, vier Mal stürmte ich hinauf und wieder herunter; oben war schon der weiße Boden mit einem dicken roten Teppich bedeckt; nun noch die Säulen und die Brüstung, dann eine weiße Rose für Lea, bloß eine, aber die schönste.

Als ich das letzte Mal oben angekommen war, fand ich Lea, die einen runden kostbaren Tisch mit einer weißen Marmorplatte heraustragen ließ. Dann liefen wir beide ins Haus hinein und öff-

neten die Kasten und Truhen und wählten unter dem Silberzeug, unter den Fruchtschalen, unter den hochstengligen blinkenden Gläsern.

Hole Pfirsiche, und Eis für den Weinkühler, — rief Lea der alten Magd zu, die uns erstaunt und doch gütig lächelnd zuschaute.

Lea war angesteckt von meinem Eifer und meiner Genußsucht und sah strahlend aus.

Als draußen schon alles bereit war, die Schalen, die Früchte, der Wein, das Eis und der Honig — verschwand Lea noch einmal ins Haus hinein.

Als sie wieder erschien, trug sie ein weißes Peplum und meine Rose und stand hochaufgerichtet im Türrahmen.

Niemals hab ich sie so wunderschön gesehen. Oh — dieser Hals, der aus ihren Schultern frei und schlank emporwuchs, der zart wie ein Blumenstengel war und doch auch einer kostbaren kleinen Säule aus Elfenbein glich und stolz das süßeste und herrlichste Köpfchen trug, das je die Welt und das Leben verschönt hat!

Ich sah nicht mehr Lea in ihr. Mir erschien sie wie das Leben, wie die Liebe, wie das Glück selbst, und mir war, als sei sie ins Unendliche gerückt und als dehnten sich um sie und über sie hinaus Ewigkeiten und Paradiese, an deren Pforte ich schaudernd stände. Es war nur ein Augenblick, aber er enthielt das Höchste, was man empfinden kann.

Als Lea langsam auf mich zukam, als ich sie umschlang und mit Küssen bedeckte, als ich ihr sagte, wir müßten uns nun lieben, wie sich noch nie zwei Menschenkinder geliebt hätten — da war jener Augenblick auf ewig vorüber und ich hörte wieder den Klang meiner Stimme und berauschte mich an ihr, ich spürte, wie Lea sich loswand, sah, wie sie verwirrt auf den Tisch zuging — und ich hatte das Gefühl, als entwiche mir ein geheimnisvolles Etwas unerreichbar, als schlösse sich eine Pforte, die auf den winzigsten Bruchteil einer Sekunde aufgesprungen war. So durchzuckt uns manchmal mitten im Alltag wie ein Blitz die Erinnerung an ein glorreiches Leben, das wir in fernen Zeiten einmal gelebt haben. —

Dann saßen wir am Marmortisch. Aber wir fühlten uns nicht wie griechische Götter. Ohne daß es uns noch klar wurde, empfanden wir das Erzwungene und Komödienhafte dieses Festmahles. Wir waren nicht Kinder genug, um uns wie Kinder daran zu freuen.

Die Sonne begann unerträglich heiß zu werden.

Da sahen wir beide, wie unten im Felde ein Knecht und eine Magd selig und heiter plauderten, Seite an Seite. Plötzlich schlang er den Arm um ihren Leib und wollte sie küssen. Sie aber wich lachend und doch über und über rot zurück, und auch er blickte ob seiner Kühnheit ganz erschrocken um sich; ihre Blicke fielen auf unsere Terrasse. Und nun standen sie wie arme Sünder da und wären am liebsten versunken.

Ich glaube, es war das erste und letzte Mal, daß Lea und ich denselben, ganz denselben Gedanken hatten:

„Ihr glückliche, einfache, gute Menschen liebt, liebt einander in eurer frischen Unbefangenheit — schämt euch nicht vor uns, die wir einen Marmortisch und Rosen und Eis brauchen, um . ."

Lea stand auf und ging ins Haus hinein.

Und als ich am späten Nachmittag nach schwülen, bittren Stunden das Fenster meines Zimmers öffnen wollte, das auf die Terrasse hinausging — unterließ ich es im letzten Augenblick, weil mir einfiel, daß ich unten sehen müßte, wie das rote Laub welk herumlag und am Tisch der Honig zerfloß und die Weingläser warm und unberührt da standen. —

An der Wende / von Ludwig Seifert.

Wohnst nun auch du im kühlen Himmelsstrich?
Die Zeit des heißen Herzens ist vorüber,
Der Tag wird klarer und der Traum wird trüber,
Da unsres Blutes junges Fieber wich.

Du schmiegst dich mit so inniger Gewalt
An jene Tage, da in allen Dingen

Wir Brüder sahen und das süße Klingen
In unsrem Blut uns Gottes Stimme galt.

Wie weihen wir der Zeit ein Dankgebet,
Da unsre Brust noch an das kalte Leben
Von ihrer Glut verschwendend hingegeben,
Der bunten Zeit, die nun zu Ende geht?

So ist wohl einem, der sein Schloß verspielt
Und der noch einmal alle werten Dinge,
Die roten Rosse und die goldnen Ringe,
Das Obst, die Garben mit der Hand befühlt

Der einmal noch sein weites Gut durchirrt,
Von Wehmut bebend noch bevor er scheidet
Den Blick an seinen reichen Gärten weidet,
Darin für ihn nun nichts mehr blühen wird.

Die Russen / von Wilhelm Schwaner.

(Der bekannte Herausgeber des „Volkserzieher" hatte die Güte, diese Studie, der gelegentlich noch andere Beiträge zur Völker-Psychologie folgen sollen, dem „Brenner" zur gleichzeitigen Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen.)

Erstes Bild. Im Südwesten Berlins, dort, wo unter den Eisensträhnen des Anhalter und Potsdamer Bahnhofes der Verkehr des Belle-Alliance-Viertels nach dem vornehm geschäftlichen Westen durchflutet, dort standen, eng aneinandergeschmiegt wie ein Rudel gehetzten Wildes, an einem warmen Vorsommerabend etwa ein Dutzend Arbeiter aus dem Zarenreiche, denen es auch ein Kind abfühlte, daß sie ihr Lebtag mehr Schläge erhalten, als gute Worte gehört hatten. Der Menschheit ganzer Jammer packte einen bei diesem tiefbeschämenden Bilde. Man hätte aufschreien mögen vor Schmerz und Zorn. Denn was da vor uns in elenden Lumpen angstvoll zu dem neugierigen Großstadtpublikum herüber

blickte — aus hellblauen Augen unter goldblonden Haaren — das waren doch Menschen wie wir, waren Christenkinder, vielleicht Nachkommen jener Goten, die wir als die stolzesten und schönsten Germanen vor den Augen des Geistes haben. Herrgott, wenn diese schlanken sympathischen Gestalten mit dem flehenden Blick besser genährt wären, wenn sie anständige Kleidung bekämen, wenn man ihren Rücken durch stolze Erziehung steifen und ihr Auge durch Worte der Liebe zutraulich machen könnte! Aber es würde sicher ganze Jahrhunderte fordern, um die Spuren aus Jahrtausenden unter Mongolen, Schlachzizen, Ruriks und Romanoffs auszulöschen... Ein Schutzmann riß mich aus solchen Träumen: so vormäulig der gewöhnliche Straßenberliner dem „Blauen" gegenüber sonst sein mag — hier machte er bereitwillig und freundlich Platz, in der sicheren Hoffnung, daß der Mann des Gesetzes bald Rat und Hilfe für die Ärmsten schaffen würde. Es dauerte denn auch gar nicht lange, da hatte sich der Hüter und Schirmer der Straße mit Hilfe seiner paar Grenzbrocken aus der ostpreußischen Heimat und nach Einsicht in die Pässe versichert, daß er ein Rudel Landarbeiter vor sich habe, die der gewissenlose Leutevermittler aus Königsberg vor einer Weiberkneipe in Stich gelassen. Merkwürdig, sie, die drüben niemanden mehr hassen als den bemützten und bewehrten Tschinownik: unserem väterlich dreinschauenden Schutzmann vertrauten und folgten sie; ja, es dauerte gar nicht lange, da sah man einige von ihnen mit ihm lachen und scherzen . . .

Zweites Bild. An einem Ecktisch des Weinrestaurants St. u. H. in der Leipzigerstraße sitzt im dicken Pelz ein wohlgenährter russischer Großgrundbesitzer, neben ihm, schwer mit Seide bezogen und mit Brillanten eingefaßt, die ebenso wohlgefütterte Mama. Und weiter am Tisch, nachlässig eine Zigarette paffend, die französische Gouvernante, leichthin ein halbes Dutzend gutgepflegter Mädel und Knaben beaufsichtigend. Auf einen Wink des Bepelzten erscheint unter tiefen Verbeugungen — entsprechend den reichen Trinkgeldern, die er bei den Russen gewöhnt ist — der Herr „Ober" und nimmt mit gut einstudiertem Slavendank die reiche Bestellung auf zehn volle Diners

mit Wein, Bier und Kaffee entgegen. Mittlerweile findet sich unser Freund W. L. bei den Russen ein, der zu Tisch geladen war, weil sein Engagement als Hauslehrer für den kommenden Sommer perfekt gemacht werden sollte. Nach wenigen Sätzen war man einig: L. hatte täglich drei Stunden zu unterrichten, zwei zu turnen und zu spielen und im übrigen die Knaben unter loser väterlicher Aufsicht zu halten und bekam dafür ein Gehalt, das für den ganzen folgenden Winter reichliche Mittel zu sorglosem Studium bot. 100 Rubel erhielt er schon als Anzahlung für die Reise, weitere 100 für die Equipierung. So arm der russische Bauer und Taglöhner ist und bleibt — in Wirklichkeit ist er trotz der „Zarbefreiung" so leibeigen und ausgehungert geblieben, wie er vor hundert Jahren war — der Grundherr weiß zu leben, auszugeben und die seiner Gesellschaft entsprechenden Menschen leben zu lassen. Vor allem läßt er sich nicht lumpen von seinem Hauslehrer — vertraut er ihm doch sein Liebstes an, die Kinder: auch nicht von dem Kellner, denn der besorgt den Kraftquell seines Leibes, den Körper. Dem Bauern die Knute, dem Pädagogen wie dem Koch die blitzenden Rubel: so hält es der begüterte Russe . . .

Drittes Bild. Im Atelier eines westberlinischen Zahnarztes. Zimmer des Assistenten, eines bei dem „Hof-Engel" ausgebildeten Russen. Ein Jude mit herkulischem Körperbau. Man hat das Gefühl, daß dieser Hüne ein ganzes Tschin-Bataillon zu Tode fällt. Oder zu Mus zerhaut; denn er hat Fäuste, wie ein Grobschmied. Oder ihm Mann für Mann die Kehle durchbeißt: denn seine Zähne sind gesund, scharf und sauber wie die Maulschneide eines greiffesten Wolfhundes. Und doch zittert er wie ein Kind, wenn man ihn nach seiner Heimat fragt. Denn er hat zwei Pogrome mitgemacht, in Odessa und in Kiew. Dort mordete der von Polizisten und Soldaten geleitete Pöbel seinen Vater und die betagte Mutter und schleifte ihre Leichen durch Rinnsteine und Düngergruben zum Schindanger: er selber schlug ein halbes Dutzend blut- und schnapstrunkener Kerle von der schwarzen Schar mit der blanken Faust nieder und entkam nur wie im Wunder nach der alten

Mongolen-Residenz am Dnjepr, wo sein Onkel, ein angesehener und beliebter Jude, Armeelieferant war. Aber die Hooligans fanden bald die nördliche Spur des entsetzten Flüchtigen und erreichten unter Vorspiegelung falscher Tatsachen von dem Stadtgouverneur die Erlaubnis einer Judenverfolgung für den ganzen nordwestlichen Bezirk von Kleinrußland. Nur mit Mühe entkam das gehetzte Wild seinen blutgierigen Verfolgern: Freunde hatten ihm falsche Pässe nach Warschau besorgt — ein christlich gesinnter Bauer brachte ihn im strohgeflochtenen Sackschlitten über die gefrorenen wolhynischen Sümpfe nach Lublin, von wo ihm andere Freunde den Weg in die alte Polenhauptstadt an der Wisla bahnten. Seinen Onkel erschlugen die Hooligans, als der sich weigerte, die Spur des Flüchtigen anzugeben. Ihn schützte nicht der Schein des Kommandanten: „Väterchen will, daß alle Juden totgeschlagen werden, denn sie waren die heimlichen Verbündeten der kleinen gelben Affen des Ostens und haben den Heiland ans Kreuz geheftet!" Das ist das Todesurteil für alle Juden in Rußland, und es gilt mehr als alle Bibelworte von Nächsten- und Feindesliebe und mehr als alle Vernunftgründe und Befehle menschlich fühlender Oberbeamten. Auch in Warschau fand man die Spur des flüchtigen Judenarztes, und nur im zerrissenen Bauernkittel und angeklebten langen Bart, mit neuen gefälschten Pässen gelang die Flucht nach dem Westen über die preußische Grenze. Aber auch hier sieht er jetzt noch oft, obgleich er prinzipiell nicht mit Landsleuten und Glaubensgenossen verkehrt, unheimliche Gestalten auf seiner Fährte — seines Lebens ist er nicht mehr sicher und erst recht nicht mehr froh, obgleich seine Kundschaft sich mehrt und die preußische Behörde ihn offenbar wohlwollend behandelt. Er wagt nicht einmal, das Leben einer Frau an das seinige zu ketten; denn er ahnt, daß die Rächer der sechs Gefallenen von Odessa ihn schließlich doch aufstöbern und niederstechen werden . . .

Viertes Bild. Zwei Winter durch bin ich jeden Morgen bei gutem wie bei schlechtem Wetter mit meinem Hunde um den Schlachtensee marschiert. Und fast jedesmal begegnete mir ein ebenso

„konservativer" Morgenwanderer, dem man übrigens auf den ersten Blick den russischen Studenten oder Schriftsteller jüdischer Abkunft ansah. Es ergab sich wie von selber, daß wir uns schließlich grüßten, wie ich durch meine Frühgänge mit Fox und Wolf Grußbekanntschaft fand mit einem alten Hofschauspieler und einem bekannten Musikprofessor. Eines Tages kam der kleine Russe in mein Haus und erkundigte sich nach dem „langen blonden Herrn", den er seit mehreren Morgen vermisse: „ob der Herr krank geworden sei?" So war es in der Tat. Er sprach dann öfters vor in unserm Hause und stand 1908 mit unter unserm Weihnachtsbaum, hörte mit Andacht die Christgeschichte und die Erklärung von der Wiedergeburt des Lichts in der kalten dunklen Winternacht. Sandte einige Wochen später einen bunten Gruß aus dem Engadin, später noch einen von einem großen Gute in Podolien und ist seitdem aus meinem Gesichtskreise verschwunden. Aber nicht aus meinem Gedächtnis: denn dieser Alexander Tschikow war ein Jude, der trotz der furchtbarsten Pogrome mit Leib und Seele Russe blieb. Er bezeichnete diese Zeit der Revolution von unten und von oben als eine gottgewollte böse Krankheit, aus der mit Naturnotwendigkeit ein Erwachen, Gesunden und Versöhnen folgen müsse. Ein warmherziger Politiker und zukünftiger Weiser erschien mir mein podolischer Wandergefährte: Bündnis und Freundschaft mit den Deutschen hielt er für die slawische Rasse vernünftiger als das Techtelmechtel mit den monomanen pathologischen Franzosen: „Wir können von Euch Ordnung und Ehrlichkeit lernen. Ihr von uns Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Die Religion der Russen ist trotz aller äußerlichen Riten inniger und wärmer als die nüchterne der Deutschen! Von dem Franzosen können wir gar nichts gebrauchen, höchstens sein Geld — aber das bringt uns nur immer tiefer ins Verderben. Denn es vergiftet und verludert unseren Beamtenstand, der von dem Ihrigen Disziplin, Sparsamkeit und Anstand lernen sollte.

Schlachtensee wimmelte in den letzten Jahren von Russen, und ich hätte noch manche wertvolle Studie machen, manch interessantes Bild entrollen können, wenn mich nicht das Trauerstück

aus dem Belle-Alliance-Viertel und die Bekanntschaft mit dem armen Zahndoktor zu ernsterem Studium der russischen Literatur getrieben hätte. So fand ich den in deutscher Kriegsromantik unter Napoleons Stern geborenen Puschkin mit seiner „Ode auf die Freiheit", mit seinen gepfefferten Epigrammen gegen die Nikolaische Reaktion, mit seinen Volksliedern und Erzählungen, seinem müden Byronismus und dem typischen Nationalroman „Eugen Onegin", in dem zum ersten Male ergreifend und schön das russische Mädchen, die Tatjana, vor uns tritt. Neben Puschkin sah ich den feurigen großzügigen Lermontoff, der für den in einer Duellintrigue gefallenen Freund durch ein zorniges Poem „Auf den Tod des Dichters" Rache an den Finsterlingen forderte. Auch in seiner Verbannung schwieg er nicht; einen Ruf nach dem anderen schickte er durch die Lande, die Herrscher mahnend, warnend und strafend, die Unterdrückten tröstend und aufrüttelnd. So wurde der Roman „Der Held unserer Zeit", das „Lied vom Zaren Iwan Waßiljewitsch" u. a. m. Von ganz anderer Art als Puschkin und Lermontoff ist der Humorist Nikolai Gogol: er führt den Leser in alle Schichten der Gesellschaft und schildert mit unvergleichlicher Schärfe und Sicherheit die verschiedensten Charaktertypen. Aber mit wahrem Hohn und Spott übergießt er die Stützen des Staates und der Kirche; sie allein macht er verantwortlich für all das Elend da unten, sodaß man aus seinen Dichtungen Goethes ergreifendes Donnerwort hört:

Ihr führt ins Leben ihn hinein —
Ihr laßt den Armen schuldig werden:
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Nach Gogol läutete Alexander Herzen mit seiner Zeitschrift „Kolokol" („Die Glocke") in die Gewissen der Machthaber und Besitzenden, entwarf Turgenjeff in seinem Roman „Rauch" das Düsterbild der slawischen Volkszerfleischung, in einem letzten Roman, „Neuland", dagegen die Ideen, mit Hilfe derer die Enthüllungsliteraten, die Sozialisten, Nihilisten und Anarchisten das Neue Reich der Menschheit, das Reich Gottes und Christi auf Erden, zu gründen

hofften. Gleichen Schrittes mit Turgenjeff gingen Gontscharoff, Dostojewski und Leo Tolstoi, während Gorki und Krapotkin, der Dichter und der Fürst, ganz offen die Revolte predigten.

In keinem anderen Kulturlande der Welt (wenn man Rußland ein Kulturland nennen darf!) ist die geistige Bildungsschicht so deutlich und ausdrücklich durch die Dichter und Künstler — ich nenne hier nur den im Russisch-Japanischen Kriege umgekommenen Wereschtschagin, den ergreifendsten aller Schlachtenmaler — bezeichnet als im Lande der Knute und der Schnapsflasche. Und nirgends hat der Dichter und Schriftsteller trotz aller Verfolgungen, trotz aller barbarischen Bedrückungen und Strafen solch ungeheuren und sofort wirksamen Einfluß auf die emporstrebenden Volksschichten wie in dem Reiche der Alexander und Nikolai. Dostojewski's „Raskolnikow", Gorki's „Falkenlied" und Tolstoi's „Nichttun" schafft täglich hunderte und tausende neuer aktiver und passiver Märtyrer. Es läßt sich im Rahmen eines Zeitschriftartikels unmöglich erschöpfen, warum diese Helden der Feder und des Geistes dennoch unerreichbar weit von den westeuropäischen, insbesondere den germanisch-deutschen Schriftstellern und Propheten stehen; nur das kann und muß angedeutet werden, daß sie in ihrer durch Jahrhunderte lange Bedrückung erklärten und entschuldigten Weichheit und Weiblichkeit kein Verständnis haben können für den männlichen tatkräftigen Individualismus ihrer westlichen Nachbarn und Brüder.

Die Russen sollen ursprünglich aus Skandinavien stammen und rein germanischer Abkunft sein. Im Mittelalter fielen sie, durch jahrhundertelangen Frieden in der Ebene schlapp geworden, bald den Mongolen, bald den Türken oder Polen zur Beute, bis unter den Kuriks und Romanoffs die Abschüttelung der Fremdvölker, die Verschmelzung der Teilfürstentümer und schließlich der Riesenbau des Papstzarentums gelang. Ganze Völker mußten hingeschlachtet, die edelsten Fürstengeschlechter, die besten Volkspropheten in die Bleibergwerke Sibiriens versenkt werden, ehe das Reich als — ein Koloß mit tönernen Füßen dastand: einig und innerlich stark, imponierend nach außen ist es trotz seines gewaltigen Umfanges nicht.

Die Türken und die Japaner haben die Angst vor den Kosacken ein für allemal gebrochen, und das deutsche Ultimatum vor zwei Jahren liegt nicht bloß den Herren an der Newa in allen Gliedern und Nerven.

In der alten Hauptstadt an der Moskwa thront noch eine besondere Stadt: der Kreml, die Hochburg des Kaisers und Papstes. Und inmitten dieses symbolischen Riesenwerkes leuchtet die fünfkuppelige Kathedrale, aus einer Menge von ragenden Kirchenschiffen wie ein goldfunkelndes Gebirge aufsteigend. Etwas entfernt der Isolierbau des Glockenturmes: alles zusammen ein merkwürdiges Gemisch von Orient und Okzident, von Asiatentum und westländischer Gotik, von Zarismus und Völkersehnsucht. Ob es jemals gelingen wird, ein anderes und schöneres, ein erhebenderes Symbol in der „heiligen Stadt" zu errichten als dieses Gegenstück der finsteren Peter-Paulsfeste an der Newa? Ob jemals die Bleibergwerke Sibiriens mit den Verbrechern in Amt und Würden bevölkert werden, statt mit der Intelligenz aus Puschkinscher, Krapotkinscher und Tolstoischer Schule? Oder ob das weite ebene Land ohne nennenswerte Bodenerhebung draußen innen die Steppe der Herzensarmut und -weichheit bedingt und andererseits die Kathedralen und „gekrönten Räuber" geradezu verlangt? Wer an einen Sinn im Weltwerden glaubt, muß die Frage verneinen. Es können auch Ebenen durch Aufforstung und künstliche Bewässerung in Gärten Gottes verwandelt werden; hat man doch durch ganze Jahrhunderte die syrische, die lybische und die äthiopische, ja selbst die weite mongolische Wüste nicht anders als ein Paradies der Kultur gekannt. Freilich bedürfte es zu einer solchen Neubelebung und göttlichen Auferstehung Rußlands anderer Heilbringer als des Unteroffiziers Alexander oder des Gesundbeters Nikolai. Auch eines anderen Propheten, als Leo Tolstoi einer war . . .

(gez. von Max v. Esterle.)

Koryphäen aus dem Tiroler Landtag 3

Dr. Aemilian Schöpfer
Obmann der christl.-soz. Parteileitung

Bahr und sein „Dialog vom Marsyas".

Eins der ersten Merkmale einer Persönlichkeit ist, daß sie Vertrauen erweckt. Dies „Vertrauen-Erwecken" muß ungesucht da sein; es liegt in der Rechtschaffenheit der Seele — in der Echtheit des Charakters.

Ich will hier von einem Manne sprechen, der es zu einer Berühmtheit ohne Vertrauen gebracht hat — von Hermann Bahr. So hinterläßt auch sein Büchlein „Dialog vom Marsyas" trotz seiner gedanklich reichen und anregenden Beschaffenheit etwas in einem, das als Mißtrauen sich fühlbar macht. Wenigstens mir ging es so. Es stellt an einen die schwersten Anforderungen, nämlich das Gemachte — das Falsche — die Maske vom Wahren zu unterscheiden. Aber vielleicht ist dies heute bei Bahr gar nicht mehr unterscheidbar; es mag die Gewohnheit schon eine gewisse Echtheit erlangt haben. — Es sei deshalb auch das Verhalten der „Athene" zum Flötenspiel und die Auslegung, die Bahr dafür findet, dahin gestellt. Aber in seinem Hinweis auf Perikles scheint mir seine Natur loszugehen. Er erzählt nämlich von Perikles: „Und er lernt Demokrat sein. Es fällt ihm nicht ein, sich zu den Edlen ohnmächtig grollend in den Winkel zu stellen. Die Macht ist bei den Gemeinen, er will die Macht, so sucht er sie dort. Verhüllten Sinns geht er dem Pöbel nach, schmeichelt ihm die Finten ab, dient um seine Gunst, Jahre lang, unverdrossen, mit einer unheimlichen Geduld der Verstellung, bis er oben ist. Dann aber löst er die Maske. — — — Erst hinauf, nur hinauf, wo ihm dann jedes Mittel recht und kein Preis zu hoch ist, er verrät die Sache der Edlen, er lügt und täuscht und trügt, er zögert nicht für das Falsche zu sein, wenn er dadurch dem Kimon schaden und sich bei den Gemeinen nützen kann; er, der will, was Kimon will, stürzt den Kimon, im Gefühl, daß er selbst es besser kann, nur muß er zuerst hinauf, nur hinauf." Das hört sich an, als wollte Bahr damit sagen: „Seht, so bin ich! Alles, was ich tat: — mein Bemühen, meine Pöbelfreundlichkeit, mein Werben und Streben, mein Unterordnen und Beigeben, mein Gesinnungswandel, mein Parteiwechsel, meine ganze Selbstverleugnung waren nur Mittel zum Zweck. Ich mußte hinauf! — Ich fühle mich erst als Herr über Menschen und Dinge imstande, mein Talent und meine Fähigkeiten anzubringen!" — —

Gut, mag es so sein! Eine ungeheuerliche Anmaßung liegt immer darin; doch ich will zugeben, daß es solche Menschen gibt,

daß solche Veranlagungen am richtigen Platze Tüchtiges leisten mögen — ja sogar, daß in ihnen Größe möglich ist. Aber sie haben als Existenzberechtigung Voraussetzungen der seltensten Art; vor allem die Festigkeit und enormen Sicherheiten eines Vermögens — eines Könnens, darin nicht Berechnung und Wollen, sondern etwas wie Naturgewalt und Müssen den Ton angibt. Diese Voraussetzungen treffen nur bei Tatmenschen, nie aber bei Künstlern zu, zu denen sich Bahr doch rechnet. Es ist außerdem verfänglich für ihn, daß er auf seine Helden nahezu zweieinhalb tausend Jahre zurückgreifen muß, und trotzdem ihr Tun darzutun weiß, als ob sie mit ihm gelebt hätten, — wohingegen er für die zeitlich viel näher liegende Größe eines Napoleon absolut keinen Sinn hat, was sein Theaterstück „Josephine" zur Genüge beweist.

Die Bahr'sche Prägung des Perikles bedeutet eine für die Kunst ungeeignetste Veranlagung. Wenn Bahr wirklich so beschaffen ist, taugt er zu allem eher als zum Berufenen für die Kunst. Für Künstler gilt noch immer Schopenhauer's Ausspruch als Erstes: „Ein Mann erhebt sich niemals höher, als wenn er nicht weiß, wohin sein Weg ihn noch führen kann!" Vielleicht war es sogar dieser eine Satz, von dem die Hauptbewunderung Nietzsches für Schopenhauer herzuleiten ist. — Und es ist eigentümlich: alles, was Bahr über Kunst in diesem „Dialog vom Marinas" sagt, — so trefflich warm und vorteilhaft es auch klingen mag für das Gros der sogenannten Künstler — für ganze Künstlermenschen paßt es nicht. Die echte Künstlernatur wird immer zur Kunst getrieben. Denn Kunst wird ihr Ersatz und Bedürfnis für die Not der Fülle. Hier trifft zu, was Nietzsche sagt: „Damit der Bogen nicht breche, ist die Kunst da." Bahr hat zur Voraussetzung den Menschen, der Künstler werden will, aber nicht den Künstlermenschen. Jener muß die Kunst erst aufsuchen und alle Kräfte aufbieten, um sie festzuhalten; diesen mag das Geschick stellen, wohin es will, er findet immer wieder zur Kunst zurück. Der Ausspruch Leonardo's „l'ordinare è opra signorile, l'oprare è atto servile" ist schön und wahr, vielleicht das Schönste und Wahrste im Büchlein. Doch glaube ich nicht, daß es im Zorne gesagt ist: es hört sich weit eher der Reichtum einer frohen Natur heraus, — vielleicht verbirgt es sogar eine lächelnde Entschuldigung. Denn dem ganzen Künstler wird sein Werk Bedürfnis wie einer hoffenden Mutter das Kind. Auch ist es höchst leichtfertig von Bahr und sieht einer Marotte ähnlich, wenn er Leonardo als den größten Menschen hinstellt,

zugleich geheimnisvoll und großtuerisch tiefblickend beisetzend: „den wir noch kaum erraten und eine höhere Menschheit erst erkennen wird" — was sich übrigens wie aus Nietzsche genommen ausnimmt. Offen gesagt, ich traue Bahr kein besonderes Verständnis für Persönlichkeiten der Renaissance zu (wie z. B. einem Nietzsche); dafür ist mir Bahr zu sehr Großstadtmensch, dabei zu gemacht und erkünstelt — zu verweichlicht und gewandt im Empfinden — zu wenig kraftvolle Persönlichkeit — zu wenig Vollnatur.

Es ist weiter völlig unzutreffend, wenn Bahr von Nietzsche sagt: „Sein ganzer Haß gegen Wagner geht nur auf die Kunst aus Affekt, und als er mit ihm rang, war es der Zorn über sie, der ihn so grausam sich erbittern ließ." Es ist überhaupt verkehrt, hier von Haß zu reden. Nietzsche kehrte sich gegen Wagners Umkehr als Mensch — richtiger wohl — gegen das Endergebnis des Menschen Wagner, gegen den Unterton der Affekte in Wagners Kunst, die nicht hielten, was Nietzsche sich davon versprochen hatte. Aber nicht gegen die Kunst aus Affekt. Nietzsche selbst ist ohne Affekte nicht zu denken, und die Steigerung seines dichterischen Schaffens bis zu den wundervollen Dithyramben ging Hand in Hand mit der Steigerung der Affekte. Und wenn Nietzsche sagt: „Der starke, freie Mensch ist Nicht-Künstler," so steht dies mit dem ganzen Künstlermenschen, dem die Kunst nur Ersatz für ein Leben ist, das seiner Seele Reichtum leben möchte, aber nicht leben kann, nur im Einklang. Die Wesensbeschaffenheit des starken, freien Menschen als Nicht-Künstler, sowie die Kunst als Ersatz habe ich schon, bevor ich das geringste von Nietzsche kannte, empfunden, worüber das Eingangsgedicht meines ersten Liederbuches in den Worten Aufschluß gibt:

Könnt ich mich aller Banden entheben,
nach Kraft und Willen das Leben leben —
verstummten die Lieder — — —

Bahr's Trennung der Künste nach Affekt oder Charakter scheint m r auch verfehlt zu sein und entspricht nicht der trefflichen Scheidung Goethe's in „forziert" und „elementar". Der Affekt gehört gewiß mit zum Elementaren, und es kann sich wohl jeder Affekt zum Charakter auswachsen durch die Häufigkeit seiner Wiederkehr. Das Kunstschaffen bringt erst die Verebbung der Affekte mit sich; und insofern es Affekte voll von Sonne und Seligkeiten gibt, mögen die Worte Leonardo's doppelt schwer ins Gewicht fallen.

Am besten könnte man sprechen von einer Trennung der Künste nach Natürlichkeit oder Erzwungenheit der Affekte.

Es ist ferner unzutreffend, wenn des „Meisters" Urteil im Dialog darauf hinausläuft, daß alle Kunst, auch die tüchtigste, die er fälschlich Kunst aus Charakter nennt, zu ihren Merkmalen zähle, „daß ihre Werke geringer sind als der Künstler." Ich denke, jedes ganze Kunstwerk ist mehr und zugleich weniger als sein Schöpfer: weniger, weil es nie gelingen wird, den ganzen Künstlermenschen darin unterzubringen; — mehr, weil es jenes Teil vom Künstler, das im Werke enthalten ist, gesammelter, reiner und konzentrierter gibt.

Und nun komme ich zum bedauerlichsten Vorkommnis in diesem Dialog, zu der Stelle, wo Bahr auf Dr. Max Burckhard zu sprechen kommt, dem es „vor einigen Jahren gefiel, den „Prinzen von Homburg" ein widerliches, nach Cäsarismus stinkendes Kommißknopfstück zu nennen." Bahr belobt natürlich seinen Freund, den er unsern Hofrat nennt. Ich empfinde Burckhards Kritik, die Kleist herunterm acht und dessen „Prinz von Homburg" beschimpft, als verständnislos und gesucht, zugleich als anmaßend und enge, weil sie Charakterrechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit gering achtet zugunsten einer bestimmten Charakterprägung. Ein weites Kunsturteil hat die Charaktere nicht auf ihren Wert und ihre Kraft, ihre Ruhe und ihre Aesthetik, sondern vorerst auf ihre Eigenheit und Echtheit zu prüfen. Denn jede Charaktereigenheit ist ein Beleg für den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Natur. Die Ruhe allein tut's nicht; auch sie kann nur Maske sein. Ein großer, mit Gleichmut reichbegabter Mensch mag sich seiner wildesten Affekte vielleicht wie eines Reichtums bewußt werden, und ein Mensch mit starker Seele gibt sich vielleicht weit offener und ungescheuter seinen Schwächen hin. Und es ist ein Unterschied, ob ein Zeitgenosse wie Goethe eine ihm nicht zusagende Kunst, die er nur zum Teil kennt, nicht fördern will, oder ob ein Literaturkritiker der Nachwelt wie Hofrat Burckhard, der das ganze Schaffen vor sich hat als kraftvolle, wenn auch vielleicht da und dort krankhaft bewegte, Persönlichkeitskunst in solcher Weise darüber sich ausspricht.

Ich bringe hier einen Brief Kleist's, den uns Nietzsche übermittelt: „Vor Kurzem, schreibt er einmal in seiner ergreifenden Art, (berichtet Nietzsche) wurde ich mit der Kantischen Philosophie bekannt — und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mitteilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird als mich. — Wir können nicht entscheiden,

ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist's das Letztere, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nichts mehr, und alles Bestreben, ein Eigentum zu erwerben, das uns auch noch in das Grab folgt, ist vergeblich. — Wenn die Spitze dieses Gedankens Dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen Andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe keines mehr." — Und Nietzsche, im Bann des Briefes wie verweilend, fügt hinzu: „Ja, wann werden wieder die Menschen dergestalt Kleistisch-natürlich empfinden, wann lernen sie den Sinn einer Philosophie erst wieder an ihrem „heiligsten Innern" messen?" —

Wie klein nimmt sich Burckhard's und Bahr's Kritik dagegen gehalten aus! Ihre Urteile tragen viel eher einen widerlichen Cäsarismus an sich als Kleist's „Prinz von Homburg." Einwertungen solcher Art verweisen ihre Träger als Literaturkritiker in die Sphäre der Sonntagsjäger; und ich glaube, man täte gut, sie auch als solche zu nehmen. Gerade die Kunstwertung verlangt mehr als alles andere einen unbefangenen, weiten und freien Standpunkt, und alle Enge, Gesuchtheit und Laune machen da die Luft bald schwer, drückend und stinkig. Und was soll man noch von Bahr sagen, wenn er zuerst „seinen" Hofrat als besonders befähigt erklärt im „Urteil über das Menschliche", um dann mit eigner Kritik über Kleist's Stück also einzusetzen: „Stinkend hat es der Hofrat genannt und man kann gar nicht besser sagen, was, wenn man es nicht mit der kleinen Lust des Artisten, sondern an der menschlichen Empfindung prüft, so darin beklemmt: der schlechte Geruch und die verdorbene Luft eines kläglichen und krampfhaften Menschen, der vor Schwäche zappelt." Zum Schlusse zieht Bahr noch Nietzsche heran, ihn gegen Kleist ausspielend und entläßt diese übelriechende Begutachtung in der Fülle und im Glanze der Nietzsche'schen Sprache, indem er von einer Kunst aus Charakter und Fülle schwadroniert, welche auch Nietzsche meinen soll, „wenn er von der gaja scienza der Halkyonier schwärmt und beglückt die leichten Füße, den Tanz der Sterne und die Lichtschauder des Südens lobt." Ist das nicht Humbug? — Zeugt das nicht von größter Verständnislosigkeit und eitlem Getändel einem großen Toten wie Kleist gegenüber, der dem deutschen Volke lebendig bleiben soll? — Wie anders und tief erfaßt Max Martersteig den Prinzen von Homburg, wenn er darüber schreibt, gerade auf die Verwirrung der Gefühle im Helden verweisend: „Solche Zustände der durch die

„Vorstellung" unbeherrschbaren Willenssphäre zu schildern, hätte kein Dramatiker bisher den Mut gehabt. Kleist hatte ihn, und er entstellt dadurch nicht, sondern bereichert das Bild der Menschheit." Wie herrlich und klar ist das gesagt! Und ich füge noch hinzu: Die Schöpfung des Prinzen von Homburg zeigt Kleist als tiefen Kenner der Menschennatur — als einen, der diese Kennerschaft oft wie unbewußt im Empfinden mit sich trägt. — Und Hermann Bahr!? — Seine Komödie „Der Meister", von der man sagt, daß es sein bestes Stück sei, gibt uns anstatt der Menschennatur einen Komplex von Erklügelei und Erkünstelei. Wenn ich nun mein Empfinden frage, dann trägt der Held und Meister nichts von einem Meister an sich; alles an ihm ist zappelig, hastend, erklügelt und von geistreicher Kleinheit, wie es bessere Philisternaturen oft sind. Dabei welch ein Pomp von Mache und Aufputz! Wie falsch ist die Pistolenszene und welche Glaubensanforderung stellt sie nicht an das Publikum! Und dann die Szene, wo der Meister die Frau nicht ziehen lassen will, trotz ihres Ehebruchs — weil er sie als Kameraden um sich gewöhnt ist. — Gibt es eine philisterhaftere Motivierung eines so eminent heiklen Punktes? Die Gewohnheit ist zur zwingenden Macht geworden — zur leitenden Kraft: echteres Spießertum könnte dem „Meister" gar nicht mehr unterlaufen. Daß dies dem großen Philisterfeind Bahr passieren mußte — und noch dazu in einem Stücke, darin er gern den Übermenschen herausgekehrt hätte? — Ist vielleicht auch diese Philister-Feindschaft nur Maske, die er sich selber vorhält — vorhalten muß? — Oder rächt sich hier das Geschick für alle Virtuosität im sogenannten Experimentieren? Denn Kunst ist kein Experiment!

Carl Dallago.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON KARL BERGER.

Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol. Trauerspiel. — Linz, Mareis.

Die Weiberfeinde. Schauspiel. — Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin.

Soeben erschien:

Richard Huldschiner

Die Nachtmahr

Roman

geh. M 3.50, geb. M 5.—, in Halbfranz M 6.50

Albert Langen / Verlag / München.

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Im Verlag Schuster & Loeffler in Berlin erschien:

Pacificus Kasslatterer

Streusand drauf!

Preis geh. M 3.—.